Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 12 (1908)

Artikel: Aus Hallers Dichtung [Schluss]
Autor: E.Z.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-576331

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

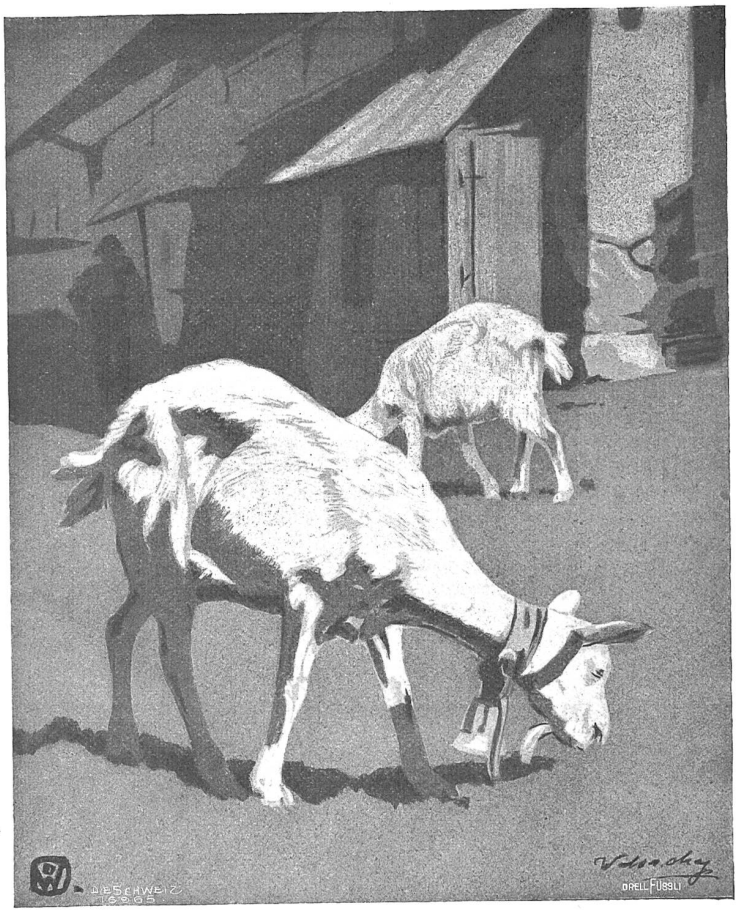
Antiquar hat billige Ernte gehalten; denn mit Sterbenden ist leicht handeln. Was lag mir daran, wenn ich nur soviel behielt, um reisen zu können!

Aber eine Träne fiel zu Boden, als die fremden Hände mein kostbares Gut einpackten und habgierig davontrugen. Ich hätte nicht geglaubt, daß mein Herz so warm an diesen Büchern hinge, die ich aus der Heimat mitgebracht, die ich mir in manchen Jahren aus dem geschenkten Gelde meiner Eltern zusammengekauft. Nun habe ich nichts mehr als den Bergstock, in den mein Lenchen einst in glücklicher Stunde das Wort „Aralp" gegraben. Wie er mich als teures Andenken hier nach Berlin begleitet hat, so soll er jetzt als letzter Freund den müden Lebenswanderer auf seinem Todesgange stützen. Er allein verknüpft mich noch mit der Welt.

Wie wohl wird jetzt das Scheiden tun! In dieser Leere könnte ich ja doch nicht mehr leben, könnte nicht mehr hier leben, auch wenn ich reicher wäre, als ich bin. Weil ich zuviel Elend gesehen habe, eigenes und fremdes, um je wieder froh zu werden. Wer zu tief ins Leben geblickt hat, dem ist es verdorben. Ich müßte millionenreich sein, um allen helfen zu können; erst dann vielleicht kehrte mir der Mut zurück, dieser armen Menschheit anzugehören. Ein Rätsel nehme ich mit mir fort: wie es Menschen geben kann inmitten der Weltstadt, die, von Elend umbrandet, von Jammer umkreischt, dennoch glücklich sind. Um hier glücklich zu sein, muß der Mensch entweder kein Herz haben oder das Herz verhärten gegen Mitleid und Gefühl... Wie wenig hab' ich die Weltstadt verstanden, wie schlecht zu ihr gepaßt!

Lenchen, gute Nacht! Zum letzten Mal wird dein Eduard im schönen Berlin schlafen. Zum letzten Mal in Berlin hat er seinen Tagesepilog in dein liebes Schicksalsbuch geschrieben — wieder kein Glück! Du bist die beste Seele von der Welt; aber deine Wünsche sind nicht eingetroffen. Das ist das Einzige, was mich an dir je betrübt hat. Gute Nacht! Und nun leb' wohl, o — „meiner Sehnsucht Land!"

(Schluß folgt).



Ziegen. Nach Originalzeichnung von Walo von May, Bern-Berlin.

Nachdruck verboten.

Aus Hallers Dichtung.

Ein Beitrag zu der Feier vom 16. Oktober 1908.

(Schluß).

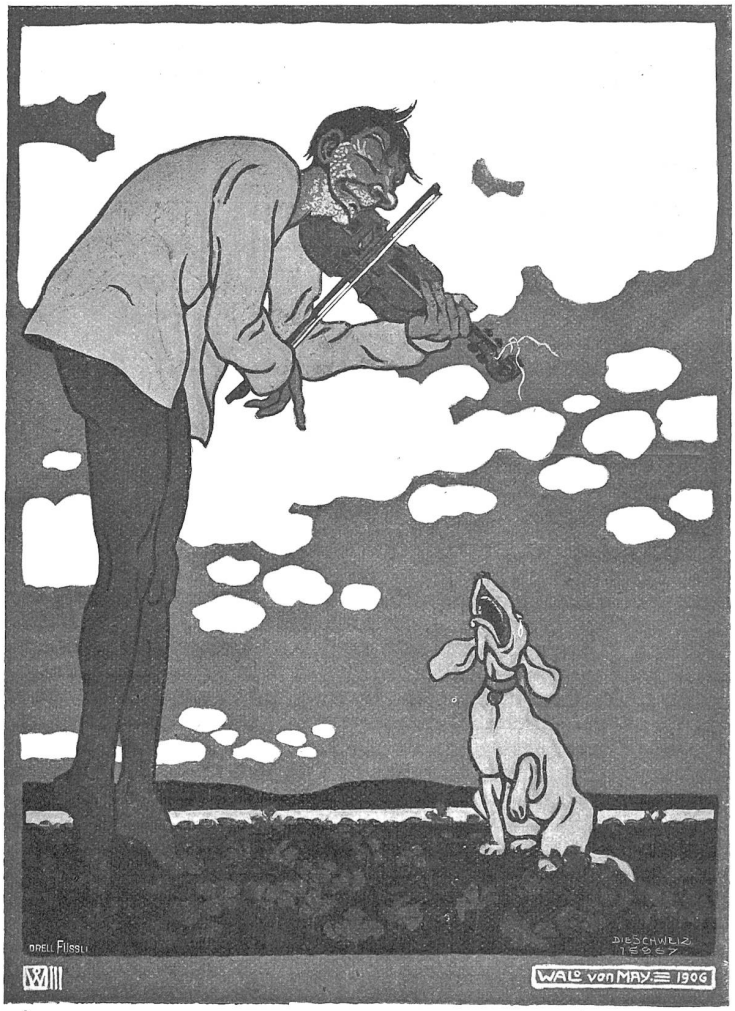
Erzieherisch ist im Kern Hallers große Dichtung gemeint. Mit dem Auge, mit welchem der Botaniker Haller die Blumen der Alpen aufnimmt und beschreibt, mit diesem Auge und mit diesem eingehenden Stift weiß der Menschenfreund und Menschenlehrer das Leben der Menschen zu künden. Auch in andern Gedichten äußert sich diese positive Art des Arztes und Naturforschers. Aber anderswo sind es Fragmente, Glieder, Einzelheiten. Hier ist es ein erschöpfendes, eindringliches Gemälde einer ganzen bedeutsamen Welt für sich. Eine Verherrlichung, ein Idealbild, das sich aus lauter sichern, beobachteten Einzelzügen zusammensetzt. Wäre nicht das verhängnisvolle Ringen mit der einmal erwählten Form und der Disposition, in jeder der fünfzig Strophen einen Gedanken zu entwickeln, und die Sprache, von der wir nun doch weiter entfernt sind als von der klassischen zwei Generationen später — der Strophen, die uns ihr Stück Hirtenleben lebendig, so nachhaltig wie unsere treusten Griechen- und Nibelungenverse ins Gedächtnis malen, wären mehr. Den Anfang und den Schluß bildet ein Hinweis auf die Unwahrheit der auf künstlicher Kultur aufgebauten Herrlichkeiten, die den Menschen so unzufrieden, so arm lassen, nein noch mehr, ihn jeder vernünftigen Lebensauffassung berauben und sein Los im letzten Ende nur verschlimmern. Den Menschen der Hyperkultur wird nun das Leben des Hirtenvolkes entgegengehalten. Es werden seine Arbeit und sein Feiertag, sein Spiel, seine Liebe und Ehe, der Gang der Jahreszeiten, das Schauspiel der Natur durch den Lauf des Tages, zuletzt der Berge Schätze an Quellen und Salz, an Gold und Kristallen besungen. So hebt der Frühling an:

Sobald der rauhe Nord der Lüfte Reich verlieret
Und ein belebter Saft in alle Wesen dringt,
Wann sich der Erde Schooß mit neuem Schmucke zieret,
Den ihr ein holder West auf lauen Flügeln bringt,
Sobald flieht auch das Volk aus den verhaßten Gründen,
Woraus noch kaum der Schnee mit trüben Strömen fließt,
Und eilt den Alpen zu, das erste Gras zu finden,
Wo kaum noch durch das Eis der Kräuter Spitze sprießt;

Das Vieh verläßt den Stall und grüßt den Berg mit Freuden,
Den Frühling und Natur zu seinem Nutzen kleiden.
Wenn kaum die Lerchen noch den frühen Tag begrüßen
Und uns das Licht der Welt die ersten Blicke giebt,
Entreißt der Hirt sich schon aus seiner Liebsten Küssen,
Die seines Abschieds Zeit zwar haßt, doch nicht verschiebt;
Er treibt den trägen Schwarm von wohlbeleibten Kühen,
Mit freudigem Gebrüll, durch den betauten Steg,
Sie irren langsam um, wo Klee und Muttern blühen,
Und mäh'n das zarte Gras mit scharfen Zungen weg:
Er aber setzet sich bey einem Wasserfalle
Und ruft mit seinem Horn dem lauten Wiederhalle.
Wann der entfernte Strahl die Schatten dann verlängert
Und nun das müde Licht sich senkt in kühle Ruh,
So eilt die satte Schaar, von Ueberfluß geschwängert,
Mit schwärmendem Geblöck gewohnten Ställen zu.
Die Hirtin grüßt den Mann, der sie mit Lust erblicket,
Der Kinder froh Gewühl frohlockt und spielt um ihn.
Und ist der süße Schaum der Euter ausgedrücket,
So sitzt das matte Paar zu schlechten Speisen hin.
Begierd und Hunger würzt, was Einfalt zubereitet,
Bis Schlaf und Liebe sie umarmt in's Bett begleitet.

Ueppig ziehen der Alpensommer und der Herbst im Tal in liebevoll malenden Versen vorüber, und keine Nutzanwendung wird geschenkt. Den langen Winter füllt der Hort der Rede.

Wann aber sich die Welt in starrem Frost begraben,
Der Berge Täler Eis, die Spitzen Schnee bedeckt,
Wann das erschöpfte Feld nun ruht für neue Gaben
Und ein krystallner Damm der Flüsse Lauf versteckt,
Dann zieht sich auch der Hirt in die beschneyten Hütten,
Wo fetter Fichten Dampf die dürren Balken schwärzt.
Hier zahlt die süße Ruh die Müh, die er erlitten,
Der Sorgen-lose Tag wird freudig durchgescherzt,
Und wenn die Nachbarn sich zu seinem Heerde setzen,
So weiß ihr klug Gespräch auch Weise zu ergetzen.
Der eine lehrt die Kunst, was uns die Wolken tragen,
Im Spiegel der Natur vernünftig vorzusehn,
Er kann der Winde Strich, den Lauf der Wetter sagen
Und sieht in heller Luft den Sturm von weitem wehn;
Er kennt die Kraft des Monds, die Wirkung seiner Farben,
Er weiß, was am Gebürg ein früher Nebel will:
Er zählt im Merzen schon, der fernen Ernde Garben
Und hält, wenn alles mäht, bei nahem Regen still;
Er ist des Dorfes Rath, sein Ausspruch macht sie sicher,
Und die Erfahrenheit dient ihm vor tausend Bücher.
Ein junger Schäfer stimmt indessen seine Leyer,
Dazu er ganz entzückt ein neues Liedgen singt,
Natur und Liebe gießt in ihn ein heimlich Feuer,
Das in den Adern glimmt und nie die Müh' erzwingt:
Die Kunst hat keinen Teil an seinen Hirtenliedern,
Im ungeschmückten Lied malt er den freyen Sinn;
Auch wann er dichten soll, bleibt er bei seinen Widern,
Und seine Muse spricht wie seine Schäferin:
Sein Lehrer ist sein Herz, sein Phoebus seine Schöne,
Die Rührung macht den Vers und nicht gezählte Töne.
Bald aber spricht ein Greiß, von dessen grauen Haaren
Sein angenehm Gespräch ein neu Gewichte nimmt,
Die Vorwelt sah ihn schon, die Last von hundert Jahren
Hat seinen Geist gestärkt und nur den Leib gekrümmt:
Er ist ein Beyspiel noch von unsern Heldenahnen,
In deren Hand der Blitz und Gott im Herzen war:
Er malt die Schlachten ab, zählt die ersiegten Fahnen,
Umschanzt der Feinde Wall und nennet jede Schaar.
Die Jugend hört erstaunt und zeigt in den Gebärden
Die edle Ungeduld noch löblicher zu werden.
Ein andrer, dessen Haupt mit gleichem Schnee bedecket,
Ein lebendes Gesetz, des Volkes Richtschnur ist,
Lehrt wie die feige Welt in's Joch den Nacken strecket,
Wie eitler Fürsten Pracht das Mark der Länder frißt:
Wie Tell mit kühnem Mut das harte Joch zertretten,
Das Joch, das heute noch Europens Helfte trägt,
Wie um uns alles darbt und hungert in den Ketten
Und Welschlands Paradies nur nackte Bettler hegt:
Wie Eintracht, Treu und Muth mit ungetrennten Kräften
An eine kleine Macht des Glückes Flügel heften.
Bald aber schließt ein Kreis um einen muntern Alten,
Der die Natur erforscht und ihre Schönheit kennt;
Der Kräuter Wunderkraft und ändernde Gestalten



Musik. Nach farbiger Zeichnung von Walo von May, Bern-Berlin.

Hat längst sein Witz durchsucht und jedes Mooß benennt;
Er wirft den scharfen Blick in unterirdsche Grüfte,
Die Erde deckt vor ihm umsonst ihr falbes Gold,
Er dringet durch die Luft und sieht die Schwefeldüfte,
In deren feuchter Schooß gefangner Donner rollt;
Er kennt sein Vaterland und weiß an dessen Schätzen
Sein immerforschend Aug' am Nutzen zu ergetzen.

Haller hat die Alpentäler nicht immer im selben Lichte gesehen. Als verdüsterter Greis hat er mehr als ernüchtert von seinem Hirtenvolk gesprochen, wobei billig angenommen werden darf, daß die Helden seines Jugendsanges sich weniger verändert hatten als er. Heute findet sich vielleicht bald einmal eine Parodie dazu. Die Wandlungen, die sein Gegenstand durchgemacht hat, geben ihm ein volles Anrecht darauf, von neuem besungen zu werden. Wenn die Spitze der Jungfrau endlich einmal nicht ihr Wirtshaus, aber ihr Bar hat, können wir's dort vielleicht aus dem Grammophon vernehmen, was Hallers Epigone uns zu besingen weiß. Vielleicht hat schon in diesen Tagen das Produktionenkollegium eines Studentenkommerses den Gedanken zu seinem eigenen gemacht.

Heute schreibt manche feine Feder vom Zauber des Alpinismus; doch pflegt ihre Liebe den Pfaden hoch oben überm letzten Menschenbereich zu gelten. Und wenn sie den Sohn der Berge feiern, so ist es die Heldengestalt eines Führers.

* * *

Eine strenge Scheidung von Hallers Gedichten ist im übrigen schwer durchzuführen. Eine Anzahl Gelegenheitsgedichte brauchen aus der Kategorie seiner im allgemeinen Sinn philosophischen Poesie nicht notwendig ausgeschieden zu werden, da er auch mit dem konkretesten Anlaß eine mit diesen Gedankengängen über Leben und letzte Fragen zusammenhängende Reflexion zu verknüpfen pflegt. So steht das Gedicht „Ueber die Ehre" ziemlich in der Mitte zwischen allgemeiner Betrachtung und Gratulation und ebenso das ihn selbst betreffende „Gedanken bey einer Begebenheit", wo er mit seiner Empfindlichkeit gegenüber den Enttäuschungen, die ihm sein erstes Wirken in der Heimatstadt gebracht hat, abrechnet. Ebensowenig lassen sich seine Satiren trennen; denn wenn sie auch vorwiegend entschiedenes Lokalkolorit aufweisen, so kommt der Geist, der in ihnen redet, ebensosehr aus seiner Lebensauffassung wie aus seiner dazu sowieso nicht außer Beziehung stehenden Vaterlandsliebe. Aber sie haben freilich eine separate Bedeutung für uns, indem sie, wo das Interesse an der Persönlichkeit des Verfassers, ihrem Wirken, Denken und Tun, eine Grenze erreichen sollte, gegenständlich, als Geschichtsquelle unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade fesseln. — Wenn ein Festredner über das Verhältnis des Volkes zu Regiment und Vaterlandsidee Unrichtigkeiten in dem Umfang verbreitet hat, der seiner Unklarheit über die Elemente der Geographie entspricht, so ist jedem auch nur halb soliden Kenner der Schweizergeschichte vertraut, daß es nicht am Volk, sondern an der Marklosigkeit eines Teils der Regierenden gelegen hat, wenn das alte Bern am Ende von Hallers Jahrhundert so schnell gefallen ist. Dies tapfere Volk hat nicht versagt, sondern die Einigkeit im Regiment der Stadt. Die Wenigen, deren Geist die Situation damals zu retten vermocht hätte, standen einer Entnervtheit und Verkommenheit gegenüber, die ihnen nicht viel übrig ließ als das Schlachtfeld und den Tod oder die Fremde. Es ist in Venedig ähnlich zugegangen. Das Volk wollte fechten. Aber seinen Herren war der alte Nerv abhanden gekommen. Bis eine einst so kraftvolle Aristokratie soweit kommt, daß die einen den Glauben an sich selbst verlieren und die andern in ihrem schlechten Gewissen ihren Regierten nicht mehr trauen, muß ein langer Prozeß der Zersetzung seine Arbeit getan haben. Dieser Prozeß muß so recht unter Hallers Augen zum Vorschein gekommen sein. Noch die Jahrhundertwende vom siebzehnten zum achtzehnten zeigt ein sehr kräftiges und im ganzen seriöses Regiment. Das beweist die Bewältigung der Riesenaufgaben, welche die Aufnahme, der Schutz und die weitere Versorgung des Refugientenstromes an die Republik gestellt hat, und überhaupt die männliche Stellungnahme zu den Anmaßungen Ludwigs XIV. Es ist, wie wenn es der nach jenes Tode Frankreich verderbenden, seine Mißregierung noch weit hinter sich lassenden Fäulnis, die ja ringsum ihre verheerenden Kreise gezogen, den Widerstand nicht mehr hätte entgegensetzen können, mit dem es den mächtigern Nachbarn einst begegnet war. Der große Reichtum tat das Seine dazu. Dieses Verkommen des alten Bern finden wir in Hallers zwei Satiren „Verdorbene Sitten" und „Der Mann nach der Welt" geradezu monumental geschildert. Diese Stücke haben für die kleinen Verhältnisse unseres engern Vaterlands die Bedeutung, die Juvenals unsterblichen Schilderungen für Rom zukommt.

Der Dichter beginnt sein Gemälde „Die verdorbenen Sitten" mit dem Vorsatz zu rühmen und zu loben, da er schon genug fruchtlos gescholten hat, auch nicht sieht, daß die Satiriker und Prediger, daß Juvenal und Boileau an der Welt viel geändert hätten,

Rom las, soviel er schrieb,
es las und schwelgte fort.
Was damals Rom getan,
tut jetzt ein jeder Ort.

So will er lieber einen Helden suchen und findet ihn — nicht, den er besingen könnte. Er blättert hin und wieder nach Namen.

Sag' an Helvetien,
du Heldenvaterland!
Wie ist dein altes Volk
dem jetzigen verwandt?
Verschwunden sind die Greyerz,
wo die Bubenberg, die Seelen ihres Staats?

Die Zeiten, da der Reichtum noch im Vieh bestand, wo die Arme, die den Dreschflegel und den Stab zugleich zu führen gewußt? Und die Frauen, die in den Tagen der Not ihr Geschmeide für den Staatsschatz hergaben? Noch lebt freilich ein Steiger, der für das Wohl des Staates wacht, sein Gut verwaltet und das Unglück tröstet. Noch steht dort ein Cato wie ein Fels der unbeugsamen altmodischen Rechtschaffenheit, noch haben wir den und jenen. „Wer kennt die andern nicht? Sie sind gar leicht zu zählen..." Wann aber sie dereinst zu ihren Vätern versammelt sind: wer soll dann des Staates Säule sein? „Gewiß kein Appius..." „Gewiß kein Salvius..." Nun werden unter ihren Römer- und Griechennamen, den Bernern kenntlich genug, die Typen vorgenommen, in denen sich der Geist der Epigonen verkörpert. Da ist der große Appius, die prächtige Gestalt, ganz Hoheit und Macht; sein Tor, sein Blick sind nicht einem jeden gegönnt. Sein Ansehen ist stärker als das Recht. Sein Wort ist unsere Pflicht. Er ist fast unser Herr und seiner selber nicht. Doch lernt man ihn ungeblendet kennen, findet man eine hohle Größe. Da ist Salvius, der Liebling der Frauen, der Pariser, der Kenner der Moden, der Kartenspiele, der neuesten Lieder und Flüche.

Auch kein Demokrates, der Erbe seiner Stadt,
Der sonst kein Vaterland als seine Söhne hat...

Kann etwas plastischer sein als dieses Epigramm! Dann kommt wieder ein altmodischer Rustikus an die Reihe, der allem Lauf der Welt gegenüber in roher Rückständigkeit verharrt.

Gärtnerin. Nach Originalzeichnung von Walo von May, Bern-Berlin.

„Ein Mann von altem Schrot, dem neuer Witz mißdünkt,
Der wie die Vorwelt spricht und wie die Vorwelt trinkt . . ."

Da sind die Kritiker, darunter ein blöder Geist der Verneinung, der über alles abspricht und schmählt und der als französischer Höfling über alles im kleinen Vaterland blasiert. Oft geht die Zeichnung so weit, daß man keinen geläufigen Typus mehr wahrzunehmen vermag. So bei dem kuriosen Heiligen, der mit Härephil gemeint ist. Der Zelot, der Schnupfer bei der Wahl, „der bey den Eiden scherzt und pfeifft im großen Saal", der kluge Larvenmann, der unwissende Protz, der Charakterlose, jeder kommt an die Reihe.

Dieser Uebersicht wird dann das Ideal des selbstlosen und wohlunterrichteten Bürgers gegenübergestellt, der im Amt ein Vater werden mag seinen Mitbürgern und im Tod sie zu Waisen macht.

Im „Mann nach der Welt" konzentriert sich der Dichter auf zwei Typen, die er durch den Kontrast zu stärkerer Wirkung bringt: den petit maître und den eigennützigen, ungerechten, aber Dekorum haltenden Magistraten. Das Pathos, in das er hier, den scherzenden Ton plötzlich verlassend, dem Schluß zu übergeht, steigert sich zu prophetischen Worten.

Doch angenommner Scherz weicht allzuwahren Schmerzen,
Ein großes Uebel schweigt, bey kleinen kann man scherzen:
Verderbniß untergräbt den Staat mit schneller Macht,
Und übern Clodius hat Cato nicht gelacht.
O Zeit! o böse Zeit! wo Laster rühmlich worden!
Was fehlt uns, Rom zu seyn, als ungestraft zu morden!
Nein, also war es nicht, eh Frankreich uns gekannt,
Von unsern Lastern war noch manches ungenannt:
Die Ueppigkeit war noch durch Armut weggeschrecket,
Und Einfalt hielt vor uns manch' fernes Gift verdecket.
Glückselig waren wir, eh als durch öftern Sieg
Bern über Habsburgs Schutt die Nachbarn überstieg,
Der Mauren engen Raum bewohnten große Seelen,
Sie waren ohne Land, doch fähig zum befehlen.
Es war ein Vaterland, ein Gott, ein freyes Herz,
Bestechen war kein Kauf, Verrätherey kein Scherz.
Jetzt sinken wir dahin von langer Ruh erweichet,
Wo Rom und jeder Staat, wenn er sein Ziel erreichet.
Das Herz der Bürgerschaft, das einen Staat beseelt,
Das Mark des Vaterlands ist mürb und ausgehöhlt;
Und einmal wird die Welt in den Geschichten lesen,
Wie nah dem Sittenfall der Fall des Staats gewesen.

Es ist nicht nur interessant, sondern auch nützlich, gerade diese Seite unseres großen Haller wieder näher anzusehen. Das Gericht, das er hält, hat das Schicksal geteilt, das den Satirikern und Predigern nach seinen eigenen Worten beschieden ist. Nichts, gar nichts hat er ändern können am Lauf der Dinge. Weil es keinen Aufenthalt gibt in der Entwicklung des Lebendigen durch Jugend, Reife und Alter. Aber ein nützliches Studium bleibt diese und jede Satire durch die Anregung zum Nachdenken, zur Kritik. Das paradiesische Glück, in dem das an die Stelle der untergegangenen alten Eidgenossenschaft getretene heutige Schweizervolk dasteht, wird bei näherer Untersuchung und gemessen an den Sünden einer faulen Zeit nur um so großartiger und beneidenswerter erscheinen. Unser neunzehntes Jahrhundert hat auch wieder einen Meister von klaren Augen und erbarmungsloser Zeichnung besessen. Wir haben sie ruhig ausgehalten. Denn wir sind nicht so wie jene.

* * *

Woher, o Stähelin, kömmt doch die Zuversicht,
Womit der schwächste Geist von hohen Sachen spricht?

Mit diesem Wort, das mit mehr Recht als manches andere ein „geflügeltes" hätte werden können, uns anmutet, als stünde es im Faust, in Mephisto's Mund, leitet Haller seine „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben" ein. Sein sehnsüchtiges Ringen nach Wahrheit, sein metaphysisches Denken mit der Frage der Gottesidee im Ziel hat hier seinen Ausdruck gefunden. Er läßt den Aberglauben in seinen mancherlei Variationen Revue passieren und entwickelt mit nicht geringer Schärfe die Verderblichkeit der Skepsis und Negation, um dann aus der Weisheit der Natur den Gottesbeweis abzuleiten. All dies Irren des Menschen ist prachtvoll kontrastiert mit seiner Größe, ähnlich wie im Chor der Antigone *Πολλὰ τὰ δεινά* die menschliche Ohnmacht. Weitaus die meisten gehen ohne diesen Seelenkonflikt durchs Leben, von Ehre zu Ehre oder sonst von Genuß zu Genuß. (Wenn wir unsern Weisen immer wieder zitieren müssen, so geschieht es, weil wir in den engen Schranken dieses Nachrufs statt eingehender Charakterisierungsversuche am besten das eine oder andere prägnante Wort ein kurzes Schlaglicht auf den Mann und seine Gedankengänge werfen lassen und weil wir am besten durch solche Schlaglichter den Zweck unserer Gedenkzeilen zu erreichen glauben: daß der Leser, wo er nicht schon mitfühlt, davon gepackt werde, sodaß er sich diese Gedankengänge lieber gleich im Original mitansehe).

Der Pöbel hat sich nie zu denken unterwunden,
Er sucht die Wahrheit nicht und hat sie doch gefunden.
Sein eigner Beyfall ist sein bündigster Beweis;
Er glaubet kräftiger, je weniger er weiß.
Ihm wird der weiseste zu schwache Stricke legen;
Er spricht ein trotzig Ja und löst sich mit dem Degen.
Unselig Mittelding von Engeln und von Vieh!
Du prahlst mit der Vernunft und du gebrauchst sie nie:
Was helfen dir zuletzt der Weisheit hohe Lehren?

Zu schwach sie zu verstehn, zu stolz, sie zu entbehren,
Dein schwindelnder Verstand, zu irren abgericht,
Sieht oft die Wahrheit ein und wählt sie dennoch nicht.

In dem Fragment „Die Ewigkeit", das ihm der plötzliche Tod eines Freundes mit dem Memento an seinen eigenen inspiriert hatte, schlägt Haller die schönsten Töne seiner Gedankenlyrik an. Die Worte, die er da noch findet, wo die Worte aufhören, kann man dem Großartigsten an die Seite stellen, was der Mensch von Israel und den Griechen bis zu Dante und Goethe im Darstellen seiner über sein Maß hinausgehenden Gedanken hervorgebracht hat. Es ist ein Stammeln; aber es rauscht darin der Strom von Jahrtausenden hymnischer Poesie.

Haller hat viel gerungen, seinem Verhältnis zu den letzten Fragen Ausdruck zu geben. Doch war es im wesentlichen ein Wie und nicht ein Was, nach dem sein Suchen ging. Der große führende Naturforscher ist immer vom Boden evangelischer Gläubigkeit ausgegangen. Er hat zu verstehen und weiter verständlich zu machen gesucht, was ihm eine immer wieder bis zur Gewißheit erlebte Tatsache war. In dem Gedicht vom „Ursprung des Uebels" hat er eine sehr interessante Rechtfertigung des Bösen in der Welt geschrieben. Man erstaunt über die Gestaltungskraft, mit der er in diesem Lehrgedicht die Materie meistert, und man macht immer wieder die Bemerkung, daß das, was so vielen an Haller als ein unbegreiflicher Gegensatz, um nicht zu sagen Widerspruch, erscheint, das Nebeneinander des Dichtens und des naturwissenschaftlich positiven Arbeitens, eben die Quelle seiner geistigen, seiner schöpferischen Eigenart ist. Ueberall in dieser Gedankenlyrik und oft, wo wir's am wenigsten erwarten, steht der Arzt, der Naturweise im Hintergrund, nicht nur mit seinem Wissen und Umfassen, sondern auch mit dem Gedankengang, gewissermaßen der Methode bis ins Tasten seiner Empfindung und eines die Grenzen der Logik streifenden Raisonnements hinein. Die Findigkeit gewisser Erklärungen läßt uns immer gleich an jene intellektuelle Seite seines Wesens denken. Man hat den Eindruck, ein Geist ohne die Schulung des Studiums der positiven Welt hätte sich hilfloser befunden.

Man ist überrascht, wie sehr man bei Haller auf diesen jenseits aller menschlichen Erkenntnis liegenden Gebieten immer noch das Gefühl des Treffenden hat. Man möchte fast von „gesundem Menschenverstand" reden vor dieser naturwissenschaftlich geschulten Divination.

Das Jubiläum ist bald verrauscht. Aber das Denkmal bleibt. Möchte seine Beredsamkeit dazu helfen, über die Feier hinaus die Gedichte Albrecht von Hallers im andächtigen Innern des einen oder andern Teilnehmers am Gedenken dieser Tage aufleben zu lassen, als ein Denkmal lebendiger denn Stein und Erz.

Conrad Ferdinand Meyer, der Dichter und Mensch*).

Zum zehnten Todestag des Meisters: 28. November 1908.

Mit sieben Abbildungen. Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

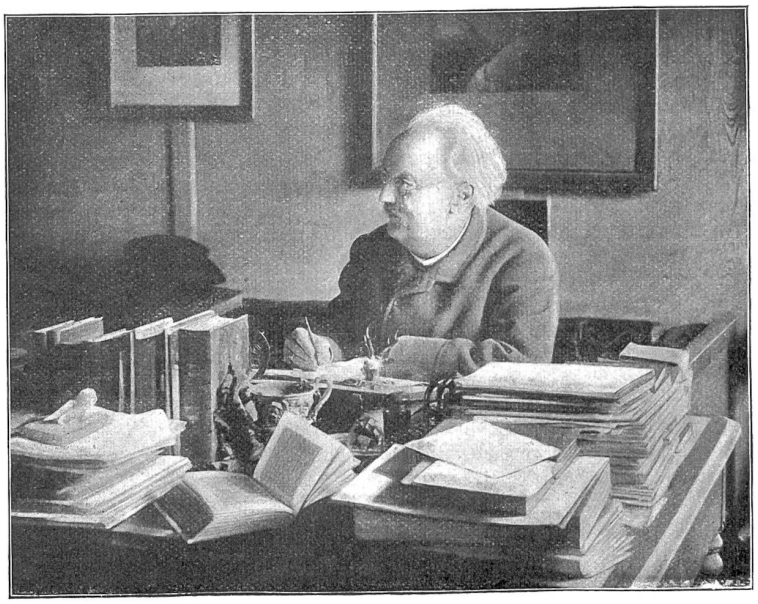
I. Der Dichter.

Der alte Goethe flüstert einmal seinem Adepten Eckermann das bedeutsame Wort ins Ohr: „Meine Sachen können nicht populär werden; sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Aehnliches wollen und suchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind..."

Dies Wort gilt vielleicht für jeden wahren Dichter, der zugleich auch etwas zu sagen hat und dazu noch eine bedeutende Persönlichkeit ist. Und doch würde es im Munde vieler großer Dichter und bedeutender Persönlichkeiten unjust sein und wäre auch durch die Gewalt der Tatsachen widerlegt worden. Schiller, unserer Größten einer, ist auch zugleich der Populärsten einer geworden. Keller, der wie kein anderer das Erbe Goethes erworben hat, erfreut sich in weitesten Volkskreisen wachsender Beliebtheit. Das weitausgestreckte Wurzelfassen des Dichters im Volke hängt wohl nicht nur mit der rein ästhetischen Wertbedeutung seiner Werke d. h. mit der formalen Beschaffenheit seiner Kunst zusammen, sondern auch mit den mancherlei Gehalten, die eine Kunst haben kann: gedanklichen, psychologischen, moralischen usw. Das Volk — als undifferenzierte Masse — liebt das Leichtfaßliche, das Einfache, das Robuste, vielleicht auch das Bunte, Grelle, Laute, Theatralische; für die Nüance hat es keinen Sinn, für die Tiefe kein Fassungsvermögen, für das Komplizierte keine Organe, für das Problematische keinerlei Interesse. Die feinen Gewebe der Goethe'schen Kunst wie aller Kunst, die schwer zu enträtselnden Offenbarungen einer tief angelegten Künstlerseele, die zusammengesetzten und sehr gemischten Charaktere einer von Menschenkenntnis zeugenden Gestaltungsart werden für die Masse immer eine verschlossene oder doch nur sehr schwer zugängliche Welt bleiben.

Hier mag die Erklärung oder eine Erklärung für die Tatsache liegen, daß die Kunst Conrad Ferdinand Meyers nicht eigentlich populär geworden ist (und auch wohl nicht werden wird) und daß das Volk sich seiner Gestalt nicht hat bemächtigen können. Der

*) Soeben legt Professor Dr. Adolf Frey, einer der ersten Verehrer und Kennschätzer der Meyer'schen Muse und außerdem der vertraute Freund des Dichters, seinem Volke „Briefe Conrad Ferdinand Meyers, nebst seinen Rezensionen und Aufsätzen, mit vier Bildern und acht Handschriftproben" (Leipzig, H. Haessel, Verlag) auf den Weihnachtstisch. Diese hochbedeutende Edition, die jedem Liebhaber der C. F. Meyer'schen Dichtkunst ein Schatz sein wird, aus dem er Erkenntnis und Erbauung schöpft, bringt so manches Neue, bemerkenswerte Neue über den Dichter und Menschen Meyer, daß eine zusammenfassende Betrachtung sich im gegenwärtigen Augenblicke doppelt rechtfertigen mag. Der Verfasser.



Conrad Ferdinand Meyer in seinem Arbeitszimmer.